

**Ulrich Karthaus**

## **Zur Aktualität Robert Musils\***

Im 100. Geburtsjahr Musils über seine Aktualität zu sprechen, ist für einen Kenner seines Werkes scheinbar selbstverständlich und gerechtfertigt — auf der anderen Seite aber doch unstatthaft und in einem strengen Sinne geradezu verboten. Aktualität: Das meint Wirklichkeit, Zeitgemäßheit, gegenwärtige und zeitgenössische Bedeutung. Erinnerungen an die Werbesprache stellen sich ein: Man nennt etwa sandfarbene Beinkleider oder ein neues Waschmittel „aktuell“ — also wirklich, bedeutend, zeitgemäß und wichtig. Ich möchte Ihnen und mir selbst nichts vormachen: In solchem Sinne ist wohl kein Dichter aktuell — oder doch am ehesten noch Autoren wie Hermann Hesse und Johannes Mario Simmel. Es wäre unwahr, wollte man Musil aktuell in dieser Bedeutung nennen. Literatur als Ware, die sich flott verkauft, hat er nie produziert, selbst sein Erstling „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“, der die stattlichsten Verkaufsziffern erzielte, ist wesentlich unbekannter als „Buddenbrooks“.

Und er hat auch nicht, wie manche seiner Zeitgenossen in der deutschen Literatur — ich nannte Hesse, der immerhin noch der erträglichste ist — seine antizivilisatorischen Affekte als Utopie ausgegeben und zur Flucht aus einer schwer überschaubar gewordenen Wirklichkeit aufgerufen. Die Orientierungsschwierigkeiten, die sich in der sozialen und intellektuellen Welt des 20. Jahrhunderts stellen, hat er konsequent und bis zur Aufgabe seiner physischen, bürgerlichen Existenz, durchreflektiert.

Aktualität: Das kann indes auch eine virtuelle Bedeutung meinen, eine dauernde und wahrere Wichtigkeit bezeichnen als es die vergängliche einer Tagesmode ist. Es erscheint mir lohnend, mit dieser Frage im Kopf Musils Werk zu lesen. Ich möchte das an drei Aspekten deutlich machen.

### I.

Ich beginne mit einer ganz einfachen Sache: Musil lehrt lesen. Wir haben in den letzten Jahren, vor allem bei jungen Leuten, eine zunehmende Analphabetisierung festzustellen. Lehrer klagen über Lese- und Rechtschreibschwächen — nicht nur in Deutschland, man hört Entsprechendes auch aus dem angelsächsischen und französischen Sprachraum. In Deutschland, beispielsweise, ist seit der Münchener Olympiade des Jahres 1972 eine zunehmende Verwendung der damals von dem Architekten und Designer Otl Aicher

entworfenen Bildersprache zu beobachten. Die Beschilderung beispielsweise des Frankfurter Flughafens ist für Legastheniker gemacht, Bildsymbole ersetzen die Schrift. Sicherlich trägt die hirnpfysiologische Beeinflussung kleiner Kinder durch das Fernsehen seinen Teil dazu bei. Allmählich ist eine Studentengeneration herangewachsen, die offensichtliche Probleme mit der Verwendung der Schriftsprache hat, selbst angehende Deutschlehrer weisen eine minimale Belesenheit auf und kompensieren das durch eine beeindruckende Ignoranz in Fragen der Orthographie, Grammatik und Interpunktion.

Zurück zur Literatur, zurück zum Wort: Ich glaube, daß Musil diesen Weg zeigen könnte, wenn wir bereit sind, ihm zu folgen. Dichter und Schriftsteller wollen gelesen sein, und das meint: aufmerksam, Wort für Wort gelesen sein. Sie verlangen, daß man sich auf sie einläßt. In Unterschied zu informativen Texten, etwa einer Gebrauchsanweisung, einem Zeitungsartikel, den man überfliegen kann, verlangt ein poetischer Text die Versenkung, das genaue Lesen. Die linguistische Redeweise, die von einem „literarischen Code“ spricht im Unterschied zu anderen „Codes“, hat das vielleicht ein wenig verdeckt; deshalb scheint es nicht überflüssig, darauf hinzuweisen.

Lesen lernen kann man bei Musil in besonderem Maße: Seine Prosa verlangt Versenkung, Genauigkeit der Lektüre. Sie überrascht fast immer, indem Sätze anders enden, als man es erwartet. Man kann an dieser Prosa Erfahrungen sammeln, Erfahrungen auch mit sich selbst — mindestens mit dem eigenen Denken und seinen Gewohnheiten.

Ich möchte das an einem Beispiel verdeutlichen. Da lesen wir, beispielsweise, gleich zu Beginn des Eingangskapitels im „Mann ohne Eigenschaften“ die Überschrift: „Woraus bemerkenswerter Weise nichts hervorgeht.“ Die Formulierung fordert zum Fragen auf: Inwiefern kann „nichts“ „bemerkenswert“ sein? Wir müssen das Kapitel lesen, um dahinterzukommen: Es wird berichtet, wie zwei Menschen Zeugen eines Verkehrsunfalles werden. Er trägt sich auf einer der Hauptstraßen der kaiserlichen Residenzstadt Wien zu, und zwar an einem schönen Augusttag des Jahres 1913. Die Personen, die an dem Geschehnis beteiligt sind, werden im ganzen Roman nicht mehr vorkommen — oder nicht doch wenigstens zwei von ihnen? Sie nämlich, die Zeugen des Unfalles, werden wie folgt beschrieben:

Sie gehörten ersichtlich einer bevorzugten Gesellschaftsschicht an, waren vornehm in Kleidung, Haltung und in der Art, wie sie miteinander sprachen, trugen die Anfangsbuchstaben ihrer Namen bedeutsam auf ihre Wäsche gestickt, und ebenso, das heißt nicht nach außen gekehrt, wohl aber in der feinen Unterwäsche ihres Bewußtseins, wußten sie, wer sie seien und daß sie sich in einer Haupt- und Residenzstadt auf ihrem Platze befanden. Angenommen, sie würden Arnheim und Ermelinda Tuzzi heißen, was aber nicht stimmt, denn Frau Tuzzi befand sich im August in Begleitung ihres Gatten in Bad Aussee und Dr. Arnheim noch in Kon-

stantinopel, so steht man vor dem Rätsel, wer sie seien. Lebhaftige Menschen empfinden solche Rätsel sehr oft in den Straßen.<sup>1</sup>

Musil geht der Ruf voraus, ein „schwieriger“, ein „komplizierter“, ein „anspruchsvoller“ Autor zu sein — das mag manchen abschrecken, ihn zu lesen. Dabei ist die Sache doch in Wahrheit ganz einfach: Wenn ein Mensch weiß oder zu wissen glaubt, wer ihm begegnet, wie unser kleiner Textausschnitt behauptet, so ist das noch bei weitem nicht klar für einen neutralen Beobachter. Wer der andere ist, ist immer rätselhaft, auch wenn man seinen Namen kennt. Und das eben ist „bemerkenswert“. Der Erzähler fährt nämlich fort: „Sie (sc. die Rätsel) lösen sich in bemerkenswerter Weise dadurch auf, daß man sie vergißt, falls man sich nicht während der nächsten fünfzig Schritte erinnern kann, wo man die beiden schon gesehen hat.“<sup>2</sup> Die bemerkenswerte Weise also ist, daß man nichts weiß, daß aus einer Begegnung, einem Ereignis, nichts hervorgeht. Die Vokabel aus der Überschrift des Kapitels gewinnt damit ihren Sinn: Musil sagt hier, im Eingangskapitel seines großen Romans, daß er nicht in herkömmlicher Weise erzählen will, nicht in der Weise, die der Realismus des 19. Jahrhunderts deshalb entwickeln konnte, weil ihm das einzelne bemerkenswert war. Heute geht aus der einzelnen Wahrnehmung, aus dem einzelnen Eindruck und aus dem einzelnen Ergebnis nichts mehr hervor. Bedeutsam wird alles erst, wenn es in großer Menge, in großer Zahl auftritt. Die Dame, die den Verkehrsunfall gesehen hat, hat „das unberechtigte Gefühl, etwas Besonderes erlebt zu haben“<sup>3</sup>. In der Tat ist der einzelne Vorfall und der einzelne Mensch aber nichts Besonderes mehr. Musil spricht in seinen Tagebüchern und andern Orts gelegentlich vom Übergang des Individualismus zum Kollektivismus — ein geschichtlicher Vorgang, der zu seiner Zeit, vor allem mit dem Aufkommen des Faschismus in Österreich, Deutschland, Italien und Spanien rapide fortschritt, und als dessen Zeuge sich Musil versteht.

## II.

Mit diesen Beobachtungen sind wir bereits beim zweiten Punkt angelangt: Indem wir nämlich in solcher Weise genau lesen, gewinnen wir Aufschlüsse über unsere Wirklichkeit, über die Zivilisation, in der wir leben. In einem extrem gesteigerten, dennoch aber wohl richtigen Bild zeichnet Musil in seinem Roman das Bild einer „sozialen Zwangsvorstellung“, als welche er unsere Zivilisation empfindet:

Luftzüge, Erdzüge, Untererdzüge, Rohrpostmenschenendungen, Kraftwagenketten rasen horizontal, Schnellaufzüge pumpen vertikal Menschenmassen von einer Verkehrsebene in die andre; man springt an den Knotenpunkten von einem Bewegungsapparat in den andern, wird von deren Rhythmus, der zwischen zwei losdonnernden Geschwindigkeiten eine Synkope, eine Pause, eine kleine Kluft von zwanzig Sekunden macht, ohne

Überlegung angesaugt und hineingerissen, spricht hastig in den Intervallen dieses allgemeinen Rhythmus miteinander ein paar Worte. Fragen und Antworten klinken ineinander wie Maschinenglieder, jeder Mensch hat nur ganz bestimmte Aufgaben, die Berufe sind an bestimmten Orten in Gruppen zusammengezogen, man ißt während der Bewegung, die Vergnügungen sind in andern Stadtteilen zusammengezogen, und wieder anderswo stehen die Türme, wo man Frau, Familie, Grammophon und Seele findet<sup>4</sup>.

In der Tat ist das inzwischen, fünfzig Jahre, nachdem es geschrieben wurde, zu einem guten Teil verwirklicht.

Baudelaire hatte 1857 zum ersten Male in den „Fleurs du Mal“ die Existenz des modernen Zivilisations-Menschen, des Großstädtlers, poetisch thematisiert, inspiriert durch Paris, das von Walter Benjamin später „Die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts“ genannt worden war; 1878 folgte ihm Nietzsche mit der Erkenntnis, die er freilich in etwas anderem Zusammenhang in „Menschliches, Allzumenschliches“ aussprach, daß die Zeit der Stadt-Kulturen vorbei sei.

Die vehemente Kritik, die er an den großen Städten v. a. im „Zarathustra“ übt, wird von späteren aufgenommen — man denke an das dritte Buch von Rilkes „Stunden-Buch“ (1903) oder an die apokalyptischen Stadtvisionen des Expressionismus, an Stadtgedichte Heyms, Bechers, Wolfensteins, Hoddis', Zechs. Die Gründe dafür werden von der Geschichtswissenschaft, von soziologischen und ökonomischen Disziplinen, auch von Architekten erörtert, ich brauche sie hier nicht auszubreiten.

Musils Roman geht hinter die Nietzscheanische und expressionistische Zivilisationskritik zurück und fragt nach den Bedingungen der Welterfahrung, die sich im 20. Jahrhundert entwickelt. Seine Diagnose gelangt zu mehreren Ergebnissen. Zunächst: Ein Übermaß von Eindrücken, Sinnesdaten und Erfahrungen macht die Auswahl des Wesentlichen unmöglich. Das einzelne Ereignis, Datum, Bild verliert an Gewicht und Bedeutung. Da es als einzelnes belanglos wird, wird es anonym, namenlos, bedeutungslos, wie der Mensch, dessen Leben damit verknüpft ist oder wie der Mensch, der davon in der Zeitung liest:

War eigentlich Balkan-Krieg oder nicht? Irgendeine Intervention fand wohl statt; aber ob das Krieg war, er wußte es nicht genau. Es bewegten so viele Dinge die Menschheit. Der Höhenflugrekord war wieder gehoben worden; eine stolze Sache. Wenn er sich nicht irrte, stand er jetzt auf 3700 Meter, und der Mann hieß Jouhoux. Ein Negerboxer hatte den weißen Champion geschlagen und die Weltmeisterschaft erobert; Johnson hieß er. Der Präsident von Frankreich fuhr nach Rußland; man sprach von Gefährdung des Weltfriedens. Ein neuentdeckter Tenor verdiente in Südamerika Summen, die selbst in Nordamerika noch nicht dagewesen waren. Ein fürchterliches Erdbeben hatte Japan heimgesucht; die armen Japaner<sup>5</sup>.

Ich habe das einmal die Verwandlung der Wirklichkeit zum Phantom genannt: Da das einzelne Geschehnis sich zwar als wirkliches präsentiert, aber nicht mehr als wirkliches erfahren wird, gerät es in einen ontologischen Zwischenzustand zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit: Das Erdbeben in Japan ist zwar wirklich, aber nicht für den, der davon durch ein modernes Nachrichtenmedium Kenntnis nimmt<sup>6</sup>.

Diese Form der Wirklichkeitserfahrung wird auch bei der Wahrnehmung von Sinneseindrücken, die doch, allgemeiner Überzeugung nach, „unmittelbar“ gegeben sind, wirksam und bestimmend. Der Erzähler demonstriert das an den optischen Eindrücken, die die Pferde des Grafen Leinsdorf auf der Fahrt zur konstituierenden Sitzung der Parallelaktion haben:

Die Menschen waren ein graues Gewimmel für sie, das weder Freude noch Schreck verbreitete; die bunten Auslagen der Geschäfte, die in leuchtenden Farben prangenden Frauen — Wiesenstücke, die nicht genießbar sind; die Hüte, Krawatten, Bücher, Brillanten längs der Straße: Eine Einöde<sup>7</sup>.

In ähnlicher Weise erlebt der Triebtäter Moosbrugger „eine Viertelstunde undurchsichtig weiß schäumender Zeit“, als man ihn in ein neues Gefängnis überführt:

Hinter den Gitterstäben in der Tür liefen die Pflastersteine zurück, Lastfuhrwerke blieben zurück, zuweilen torkelten Männer, Frauen oder Kinder quer durch die Stäbe<sup>8</sup>.

Es handelt sich hier nicht um eine tierpsychologische Studie, die Ulrich in einer Beratungspause der Parallelaktion entwirft, auch nicht um die Analyse der Welterfahrung eines Psychopathen, sondern um Metaphern für die unter den Lebensbedingungen der modernen Zivilisation möglichen Formen der Welterfahrung.

Eine ihrer wesentlichen Folgen ist für die Ethik des einzelnen seine Verantwortungslosigkeit: Der Fahrer des Lastwagens im Eingangskapitel ist nicht persönlich verantwortlich für den Unfall, den sein Gefährt verursacht hat; die Erklärung des Ereignisses mit einer technischen Vokabel — „Bremsweg“ — und der Hinweis auf eine Statistik, die den Unfall als „ein gesetzliches und ordnungsmäßiges Ereignis“ erklärt, deuten das an. Mit dem Ende individualistischen Lebens vollzieht sich zugleich der „Zusammenbruch der Moral“<sup>10</sup> als einer individuellen und bürgerlichen Moral. Es ist, als entziehe sich der Mensch des 20. Jahrhunderts dem allgemeinen Rechtfertigungszwang der Neuzeit durch den Rückzug in eine anonyme, d. h. verantwortungslose Existenz; wer namenlos ist, kann nicht belangt werden<sup>11</sup>. Und verantwortlich sein kann man nur für etwas, dessen Realität und Tatsächlichkeit außer Frage steht. Moosbrugger kann deshalb, ebenso wie die Menschheit überhaupt, nicht eigentlich zur Verantwortung gezogen werden. Seine Existenz ist Metapher für das un-, unter- und halbbewußte Träumen der „Menschheit als Ganzes“<sup>12</sup>.

Die Konzeption des Romans sah vor, daß mit seinem Ende der Erste Weltkrieg ausbricht. Die Funktion des Prostituiertenmörders Moosbrugger ist in diesem Zusammenhang zu sehen: Seine Bewußtseinszustände, seine Triebe, seine Aggressionen verweisen auf die unter einem dünnen Firnis der Zivilisation verborgenen Tendenzen der europäischen Menschheit, die trotz ihrer scheinbar so hochentwickelten Kultur jeden Augenblick in atavistische Gewalttätigkeit zurückfallen kann. Moosbrugger läßt in seiner Person das zu Tage treten, was der Staat Kakanien — das kaiserlich-königliche Österreich-Ungarn — als Staatswesen verkörpert:

Es ist passiert, sagte man dort, wenn andre Leute anderswo glaubten, es sei wunder was geschehen; und es war auch nichts Wirkliches gewesen. Es hatte sich bloß die Abneigung jedes Menschen gegen die Bestrebungen jedes anderen Menschen, in der wir heute alle einig sind, in diesem Staat schon früh, und man kann sagen, zu einem sublimierten Zeremoniell ausgebildet, das noch große Folgen hätte haben können, wenn seine Entwicklung nicht durch eine Katastrophe vor der Zeit unterbrochen worden wäre<sup>13</sup>.

Ähnlich wie Moosbruggers krankes Gemüt eine Metapher wird für den Zustand der Menschheit — den moralischen wie den intellektuellen — wird der Vielvölkerstaat zu einer Metapher für das Zusammenleben der Staaten dieser Erde insgesamt. Es handelt sich auch um ein Verständigungsproblem, das sich hier, in dieser so gezeichneten Welt ergibt.

Das Orientierungsproblem in der modernen Welt, die Entstehung von Haß, Aggressionen und Gewalt, stellt sich für Musil unter anderem als Sprachproblem dar. Im Tagebuchheft 21, zwischen 1920 und 1926, lesen wir:

Sprache soziales Produkt. Überwindung der Ur-Raubtiere nur durch Menschenhorde. Denken Folge der Sprache. Individuelle Leistung gering neben Kenntnissen und Fertigkeiten, welche die Gesellschaft besitzt und vermittelt. Der einzelne heute ganz hilflos ohne eine Gesellschaft<sup>14</sup>.

Gesellschaftliche Vermittlung von Erfahrung und Lebensmöglichkeiten vollzieht sich ganz wesentlich durch Sprache. Sie ist zugleich das Medium der Literatur, die solche Erfahrungen und Möglichkeiten tradiert und reflektiert. So stellt es das Eingangskapital des Romans dar. Der Anfang spricht mit wissenschaftlichen Termini aus Meteorologie, Geographie, Statistik und Astronomie von einer Situation, die am Ende dieses ersten Absatzes in alltäglichen, „altmodischen“ Worten resümiert wird: „Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913.“<sup>15</sup>

Die Sprache der Wissenschaften wird aufgeboten, um etwas zu bezeichnen, das sich einfacher und ebenso „gut“ mit längst bekannten und vertrauten Worten der Alltagssprache, einem vorwissenschaftlichen Weltverständnis entstammend, benennen läßt. Warum ist das so?

Es wäre wichtig, zu wissen, warum man sich bei einer roten Nase ganz ungenau damit begnügt, sie sei rot, und nie danach fragt, welches besondere Rot sie habe, obgleich sich das durch die Wellenlänge auf Mikromillimeter genau ausdrücken ließe; wogegen man bei etwas so viel Verwickelterem, wie es eine Stadt ist, in der man sich aufhält, immer durchaus genau wissen möchte, welche besondere Stadt das sei. Es lenkt von Wichtigerem ab.<sup>16</sup> Mit anderen Worten: Das Alltagsbewußtsein begnügt sich mit der Bezeichnung „Wien“ oder „rote Nase“. In diesem Falle könnte die Wissenschaft eine präzisere Beschreibung liefern, indem sie die Wellenlänge in sog. Helmholtz-Maßzahlen angäbe — in jenem Falle aber, bei der Beschreibung einer Stadt, bei etwas „so viel Verwickelterem“ ist das offenbar nicht möglich; der Erzähler begnügt sich also mit einer kurzen Beschreibung, die in das zitierte Bild mündet; Widersprüche, Ungereimtheiten eines geschichtlichen Phänomens lassen sich im poetischen Kontext eines Romans am ehesten noch in einem Paradoxon fassen — in der widerspruchsvollen Behauptung, eine kochende Blase ruhe. Begnügt sich also die Alltagssprache mit einem Ungefähr, trifft sie dabei auch gelegentlich den Nagel auf den Kopf, wie bei der roten Nase oder dem schönen Augusttag, so scheint das doch ein Zufall. Auch der Wissenschaftler kann nicht umhin, sich der Alltagssprache zu bedienen, und er ist dabei vor Fehlgriffen keineswegs sicher. Ulrichs Berufskollegin, Frau Dr. Strastil, äußert sich:

„Ich halte die Kneppersche Ableitung ja trotzdem nicht für verfehlt, sondern bloß für falsch,“ bekannte Dr. Strastil. Sie hätte ebensogut betonen können, daß sie die Ableitung für verfehlt, aber trotzdem, in wesentlichen Grundzügen, nicht für falsch halte; sie wußte, was sie meinte, aber in der gewöhnlichen Sprache, wo die Worte nicht definiert sind, kann sich kein Mensch eindeutig ausdrücken<sup>17</sup>.

Insgesamt herrscht eine babylonische Sprachenverwirrung:

So stießen Spezialisten der Ewesprache und Komponisten aufeinander, die voneinander noch nie einen Ton gehört hatten, Webstühle und Beichtstühle, Menschen, die bei dem Worte Kurs an den Rennkurs, Börsenkurs oder Seminarkurs dachten<sup>18</sup>.

Auch die Einzelwissenschaften versagen in der exakten Benennung komplexer Phänomene: Moosbrugger wird von Psychiatrie und Psychopathologie abwechselnd als „Paralytiker, Paranoiker, Epileptiker und zirkulär Irrer“ oder als gesund bezeichnet<sup>19</sup>.

Die Geisteswissenschaften verirren sich in eine Begriffsscholastik, die um ihrer selbst willen betrieben wird und keinerlei Bezug zur Sache mehr hat, um die es vorgeblich geht. Einzig die Begriffe sind wirklich.

Ulrichs Vater schreibt seinem Sohn:

Du wirst Dir selbst sagen, daß der Begriff einer solchen verminderten Zurechnungsfähigkeit — wenn sich das überhaupt einen Begriff nennen

läßt, was ich bestreite! — aufs engste mit der Fassung zusammenhängen muß, die wir den Vorstellungen der vollen Zurechnungsfähigkeit bzw. Unzurechnungsfähigkeit geben<sup>20</sup>.

Am Beispiel einer juristischen Definition wird hier deutlich, daß Wissenschaft großenteils Definition ist, und zwar weitgehend willkürliche Definition: Jeder hermeneutisch oder historisch arbeitende Wissenschaftler wird ähnliche Beispiele aus seiner Disziplin beibringen können. Wenn das aber so ist, sind diese Wissenschaften nicht in der Lage, die komplexe, aus anonymen Elementen bestehende Wirklichkeit angemessen zu begreifen. Das Sprachproblem gibt sich sohin als wissenschaftliches Methodenproblem zu erkennen.

In methodologisch anderer Weise, aber im selben Maße versagen die Naturwissenschaften bei der Beschreibung der Wirklichkeit. Ulrich bedient sich ihrer mit Skepsis. Nachdem er mit der Uhr in der Hand vom Fenster aus die Fußgänger betrachtet und gezählt hat, stellt er fest, „daß er Unsinn getrieben habe“<sup>21</sup>. Wiederum kann eine Tagebuchnotiz als Erläuterung gelesen werden: „Das Optimum an Wesentlichkeit ist etwas anderes als das Maximum an Zeitausfüllung oder eingehender Analyse“<sup>22</sup>. Als Wissenschaftler gehört er deshalb

zu jenen, Logistiker genannten, Mathematikern, die überhaupt nichts richtig fanden und eine neue Fundamentallehre aufbauten. Aber er hielt auch die Logik der Logistiker nicht für ganz richtig. Hätte er weitergearbeitet, er würde nochmals auf Aristoteles zurückgegriffen haben<sup>23</sup>.

Hier und an ganz wenigen anderen Stellen des Romans ist von Ulrichs eigentlichem, ursprünglichen Beruf die Rede; weshalb diese seine berufliche Tätigkeit, die doch für die Erkenntnis der undurchsichtigen Welt die prinzipiellen Grundlagen bereitzustellen hätte, im Roman nicht beschrieben wird, liegt an den Darstellungsmöglichkeiten des literarischen Kunstwerkes; als Ulrich noch Achilles hieß, im Tagebuchheft 8, notiert sich Musil 1920:

Achilles war Logistiker. Aber es ist für jeden Dichter eine schwere Aufgabe seiner Nation auseinanderzusetzen, was das sei, ohne von Unaufmerksamkeit begraben zu werden. Schon Logiker ist schwer. . .<sup>24</sup>

Indem solcherart im „Mann ohne Eigenschaften“ die moderne Welt beschrieben wird, indem also ihre Probleme der Welterfahrung, der Entwirklichung, der Verantwortung und des menschlichen Zusammenlebens zur Sprache kommen — indem von Musil also die Verständigungs- und Sprachprobleme artikuliert und ihre Konsequenzen für die Methodologie der modernen Wissenschaften gezogen werden, ergibt sich zugleich das poetische Problem Musils: Ein Grundlagenwissenschaftler läßt sich nicht bei seiner Berufsausübung poetisch darstellen, aber ein Mann ohne Eigenschaften, der die persönlichen Konsequenzen aus den Problemen der modernen Welt gezogen hat, kann in seinen konkreten Lebensvollzügen erzählerisch präsent gemacht werden. Musil tut das in einem poetischen „Stil“, den er in einer häufig zitierten



Formulierung des Interviews mir Oskar Maurus Fontana 1926 definiert: „Stil ist für mich exakte Herausarbeitung eines Gedankens. Ich meine den Gedanken, auch in der schönsten Form, die mir erreichbar ist“<sup>25</sup>.

Dies bedingt, das von Tatsachen nach Möglichkeit abgesehen werde: Sie sind prinzipiell „vertauschbar“<sup>26</sup>, also zufällig, also gleichgültig. Nicht nur die Überfülle von Eindrücken läßt den einzelnen in seiner Bedeutung verblassen, sondern auch das methodische Prinzip, sich durch die unendlichen unüberschaubaren Sinnesdaten hindurch zu den Bedingungen ihrer Möglichkeit hindurchzufinden, macht es nötig, vom einzelnen abzusehen. Das Verweilen bei Tatsachen würde von Wichtigerem ablenken, „das Optimum an Wesentlichkeit“ wäre von vorneherein verfehlt. Die Anonymität des einzelnen ist, so paradox das klingen mag, die Bedingung der Möglichkeit seiner Erkenntnis: In solchem Sinne ist Ulrich als Wissenschaftler und, in gewissem Maße, auch Musil als Autor des „Mann ohne Eigenschaften“, Phänomenologe. Was Edmund Husserl im ersten der „Pariser Vorträge“ vom Philosophen fordert, vollzieht Ulrich in der Lebenspraxis — zumindest nimmt er sich's vor:

Fürs erste: Jeder, der ernstlich Philosoph werden will, muß sich einmal im Leben auf sich selbst zurückziehen und in sich den Umsturz aller vorgegebenen Wissenschaften und ihren Neubau versuchen. Philosophie ist eine ganz persönliche Angelegenheit des Philosophierenden. Es handelt sich um seine *sapientia universalis*, das ist um sein ins Universale fortstrebendes Wissen — aber um ein echt wissenschaftliches, daß er von Anfang an und in jedem Schritte absolut verantworten kann aus seinen absolut einsichtigen Gründen<sup>27</sup>.

Solche radikale Reflexion setzt voraus, daß der Reflektierende auch von sich selbst absehe: Er muß sich selbst unbekannt werden, anonym. Seine Eigenschaftslosigkeit ist nur ein anderes Wort dafür, eine Metapher, wenn man so will. Nicht nur reflektierend, sondern in seinen konkreten Lebensvollzügen versucht Ulrich diese Anonymität durchzuhalten: Von sich selbst weiß er nur, „daß er es gleich nah und weit zu allen Eigenschaften hätte und daß sie ihm alle, ob sie nun die Seinen geworden sind oder nicht, in einer sonderbaren Weise gleichgültig sind“<sup>28</sup>. Er ist sich selbst unbekannt als eine kontinuierliche, sich in der Zeit durchhaltende Summe von Qualitäten; was er von sich weiß, ist die Erinnerung an Zustände, die je nach Situation wechseln können:

Nach seinem Gefühl war er groß, seine Schultern waren breit, sein Brustkorb saß wie ein gewölbtes Segel am Mast, und die Gelenke seines Körpers schlossen wie schmale Stahlglieder die Muskeln ab, sobald er sich ärgerte, stritt oder Bonadea sich an ihn schmiegte; er war dagegen schmal, zart, dunkel und weich wie eine im Wasser schwebende Meduse, sobald er ein Buch las, das ihn ergriff, oder von einem Atem der heimatlosen großen Liebe gestreift wurde, deren In-der-Welt-sein er niemals hatte begreifen können<sup>29</sup>.

Sogar das weit verbreitete Gefühl der Selbstliebe ist ihm abhanden gekommen, denn nur was man kennt, kann man lieben: „Wie liebt man sich denn selbst? In meinem Fall wäre die Antwort: Gar nicht!“<sup>30</sup>

### III.

Die, wie ich glaube, in hohem Maße aktuelle Zeitkritik Musils, seine Kultur- und Zivilisationsanalyse, die auf einer Analyse der Sinneserfahrung basiert, sich über eine Analyse der Moral, der Sprache und der Methoden einer zeitgemäßen wissenschaftlichen Welterkenntnis bis zu einer Analyse seiner Hauptgestalt, des Mannes ohne Eigenschaften fortbewegt, wäre unvollständig beschrieben, wenn sie den in den letzten Zitaten und Wendungen bereits angedeuteten dritten Aspekt unterschläge. Musils Bedeutung für die heutige Gegenwart liegt nicht allein in seiner radikalen Reflexion der Lebensbedingungen des 20. Jahrhunderts. Sie liegt nicht allein in seiner Überwindung realistischer Erzählgewohnheiten zugunsten der Entwicklung eines neuen, die Wirklichkeit auf ihre Bedingungen hin befragenden Erzählstils, sondern sie liegt — und damit gelange ich zum angekündigten dritten Aspekt — zugleich, mindestens im selben Maße, in seinem utopischen Impuls.

Die Eigenschaftslosigkeit Ulrichs, des Helden von Musils großem Roman, ist nicht allein das traurige Resultat betrüblicher Zeitumstände, die von denen seiner Vorfahren unterschieden sind — sie sind viel mehr: Sie sind die Bedingungen der Möglichkeit, die Welt zu verändern. Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften, ist nicht allein Analytiker, er ist ebenso Utopiker. Die Situation, in der er lebt: anonym, kommunikationslos, isoliert von der Gesellschaft, zurückgezogen auf sich selbst, konzentriert auf seine philosophische Reflexion über die Situation seiner selbst und der Welt, treibt die Utopie notwendig hervor. Utopie: Das bedeutet im Sprachgebrauch Musils nicht den Traum von etwas Unmöglichem, es bedeutet nicht die Flucht aus der Wirklichkeit, sondern die Reflexion auf ihre Möglichkeiten. Ulrichs „Möglichkeitssinn“ wird definiert:

Ein mögliches Erlebnis oder eine mögliche Wahrheit sind nicht gleich wirklichem Erlebnis und wirklicher Wahrheit weniger dem Werte des Wirklichseins, sondern sie haben, wenigstens nach Ansicht ihrer Anhänger, etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewußten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt.

Wer solchen Möglichkeitssinn besitzt, besitzt die Fähigkeit, „alles, was eben-  
sogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als  
das, was nicht ist“<sup>31</sup>.

Es ist die Wirklichkeit selbst, welche die Sehnsucht nach der Möglichkeit weckt, eine Sehnsucht, die sich zugleich mit der modernen Großstadtzivilisation im 19. Jahrhundert entwickelte. In den „Fleurs du Mal“ von Baudelaire

findet sich ein Gedicht, das als Vorausdeutung auf ein wesentliches Motiv des „Mann ohne Eigenschaften“ gelesen werden kann:

#### L'INVITATION AU VOYAGE

Mon enfant, ma soeur,  
Songe à la douceur  
D'aller là-bas vivre ensemble!  
Aimer à loisir,  
Aimer et mourir  
Au pays qui te ressemble!  
Les soleils mouillés  
De ces ciels brouillés  
Pour mon esprit ont les charmes  
Si mystérieux  
De tes traitres yeux,  
Brillant à travers leurs larmes.  
Là, tout n'est qu'ordre et beauté,  
Luxe, calme et volupté.

In der Übersetzung von Graf Wolf v. Kalckreuth,<sup>32</sup> von der ich nicht weiß, ob Musil sie gekannt hat:

#### VERLANGEN IN DIE FERNE

Kind und Schwester mein.  
Könnten dort wir sein,  
Wo das Leben süß uns und reich ist!  
Nichts als Liebe sehn,  
Lieben und Vergehn  
Im Lande, das dir gleich ist!  
Trüber Sonnen Licht,  
Das durch Schleier bricht,  
Gleicht meinem zärtlichen Sehnen,  
Wann wunderbar  
Dein Augenpaar  
Verräterisch leuchtet durch Tränen.  
Dort schaut nur Lust und Schönheit du,  
Anmut, Pracht und tiefe Ruh.

Was sich hier bei Baudelaire und dann, ausführlich und breit dargestellt, im „Mann ohne Eigenschaften“ findet, ist die legitime Sehnsucht nach der Harmonie der Gegensätze. Sie wird manifest im Bild der Schwester — bei Musil heißt sie Agathe — die zugleich Geliebte ist. Ulrich bezeichnet sie als seine Zwillingschwester; Musil sagt im Interview mit Fontana: „Die Zwillings-

schwester ist biologisch etwas sehr Seltenes, aber sie lebt in uns allen als geistige Utopie, als manifestierte Idee unserer selbst<sup>33</sup>. Mit dieser Schwester und Geliebten — lange hat die Musil-Forschung gestritten, ob es zum Inzest zwischen den Geschwistern kommt — will Ulrich der Vergeblichkeit seines Daseins entfliehen, mit ihr zusammen plant er — zumindest in einem Kapitelentwurf der zwanziger Jahre — eine „Reise ins Paradies“. Sie wird geboren von der Sehnsucht nach einem Leben jenseits der modernen Zivilisation, nach einem Leben der Erfüllung von Möglichkeiten, Hoffnungen und zwangloser Menschlichkeit. Ulrich artikuliert seine Utopie als „die zwischen Erfüllung und Vergeblichkeit liegende Eintönigkeit der Seele“<sup>34</sup>.

Die Reise, die den jungen Leutnant auf eine Insel führte, als er „Die vergessene, überaus wichtige Geschichte mit der Gattin eines Majors“<sup>35</sup> erlebte, ist eine Vorausdeutung auf die Reise ins Paradies, die der Mann ohne Eigenschaften, vielleicht, mit Agathe auf eine Insel im Süden unternommen hätte, wenn der Roman vollendet worden wäre. Der Grund ist jene Baudelairesche Sehnsucht nach einem utopischen Lande der Ordnung und der Liebe voller Schönheit, Luxus, Ruhe, Wollust: Es ist eine Utopie, denn „ein Rücktausch“ seiner anonymen Existenz mit jener ländlich-idyllischen, wo „die Götter noch zu den Menschen“ kommen, „kam für ihn (Ulrich) nicht ernsthaft in Frage“<sup>36</sup>.

Es darf in diesem Zusammenhang ausdrücklich betont werden, daß Musils Utopismus keine kurzschlüssige Utopie ist. Will sagen: Die Utopie des anderen Zustands, die v. a. im zweiten Teil des Romans zwischen Ulrich und Agathe das wichtigste Gesprächsthema ist und dessen Realisierung sie gemeinsam erstreben, wird von Musil zum Scheitern geführt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Utopie in Enttäuschung und Leere gemündet hätte, wäre der Roman vollendet worden. M.a.W.: Das Experiment der Geschwister, in einem mystischen Zustand zu leben, führt sich selbst ad absurdum. Mögen das die Geschwister auch zeitweilig verkennen: Der Autor Musil weiß es. Er stellt keine Utopie dar, die auf kurzschlüssige Verwirklichung drängt, er gehört nicht zu jenen Weltverbesserern, über die er sich ironisch und satirisch äußert. Er ist kein Revolutionär, der von irgendeiner Veränderung das Heil der Menschheit oder das eigene Heil erwartet: Die historische Erfahrung des 20. Jahrhunderts hat uns gelehrt, daß solche Utopien das Gegenteil dessen bewirken, das sie — tatsächlich oder vorgeblich — erstreben.

Musils ironische Analyse trifft, v. a. im ersten Teil des Romans, die unreflektierte Natursehnsucht; als bei einem gemeinsamen Ausflug Diotima zitiert: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben. . .?“ entgegnet Ulrich: „Die Niederösterreichische Bodenbank. Das wissen Sie nicht, Kusine, daß alle Wälder hier der Bodenbank gehören? (. . .) Die Natur hier ist ein planmäßiges Produkt der Forstindustrie, ein reihenweise gesetzter Speicher der Zellulosefabrikation, was man ihr auch ohne weiteres ansehen kann“<sup>37</sup>.

Eine Flucht in die ländliche Einsamkeit würde dorthin führen, von wo sie ausging; was sich als scheinbarer Gegensatz ländlicher Natur von städtischer Zivilisation unterscheidet, ist in Wahrheit ein Produkt eben dieser Zivilisation, Wissenschaft und Technik.

Das „Optimum an Wesentlichkeit“ — sei es der Erkenntnis oder des erfüllten Lebens — läßt sich auch nicht durch wortlose Verständigung erreichen, wie sie von Walter und Clarisse beim vierhändigen Klavierspiel mit deutlichem Mißerfolg versucht wird: Ihre Entfremdung wird durch das Musizieren nicht überwunden, sondern eher noch verstärkt. Überhaupt formuliert Musil, auch in den Tagebüchern, seine prinzipiellen Vorbehalte gegenüber der Musik. Er zitiert beispielsweise Schopenhauers Definition der Musik als „eine(r) allgemeine Sprache, deren Deutlichkeit sogar die der anschaulichen Welt selbst übertrifft“ und kommentiert: „Im stummen Film gab es sie merkwürdigerweise auch! Stummelsprachen, Stammelsprachen!“<sup>38</sup> Und an einer anderen Stelle moniert er den Versuch des Dirigenten Mengelberg, einen Symphoniesatz von Gustav Mahler als literarische, quasi lyrische Motivreihe zu beschreiben: „Ein Ersatz des Erlebens (das dem Menschen auch schon aus der Selbstverständlichkeit zur Sehnsucht geworden ist) und keine Weiterbildung“<sup>39</sup>.

Eine weitere Möglichkeit der Konkretisierung utopischen Lebens, die Musil — und auch der Mann ohne Eigenschaften — verwirft, ist die Existenz Arnheims. Seine Vorstellung eines ganzen Menschen, gleichsam einer Kopie des allseitig gebildeten Menschen der Antike oder der Renaissance, erweist sich als Schwindel, denn „Die Zeit Heute ist derart halbaufgeklärt, alle Lebensprobleme sind nur so halb klar und sind so viele, daß fast nur ein oberflächlicher, sanguinischer Mensch etwas leisten und vor sich bringen kann!“<sup>40</sup> — heißt es im Tagebuchheft 8 im Jahre 1920.

Die zur Zeit Musils und Ulrichs, d. h. vor allem nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, gehegte Erwartung, es ließen sich die Probleme der Epoche durch einen politischen Nationalismus, Pangermanismus, Antisemitismus — d. h. durch faschistische Ideologien — lösen, wird ebenfalls in einer breiten Auseinandersetzung Ulrichs mit der Gestalt Hans Sepps ad absurdum geführt: Der junge Mann sollte, so sehen es Kapitelentwürfe der zwanziger Jahre vor, als politisch unzuverlässig zum Militär einberufen und durch sadistische Unteroffiziersschikanen zu Tode gebracht werden.

Eine Auseinandersetzung mit dem Marxismus — er wird durch den Sozialisten Schmeißer vertreten — ist in Ansätzen ebenfalls vorhanden: Auch von dieser Seite erhofft sich Musil kein Heil. Hätte es das Wort damals gegeben, so müßte man ihn wahrscheinlich als einen Vertreter des Dritten Weges ansehen zwischen den politischen Systemen der westlichen Industrienationen und der marxistisch orientierten Staaten des Ostblocks. Er hatte, ursprünglich in der liberal-bürgerlichen Sphäre der österreichischen Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts wurzelnd, doch schon früh das Elend der ausgebeuteten Industriearbei-

ter in Brünn kennengelernt, behielt zeitlebens für die Forderungen von Gewerkschaften und sozialistischen Parteien ein offenes Ohr, erhoffte sich aber wenig von der Funktionärsherrschaft, die er zu beobachten meinte.

Wenn also die konkreten Utopien, die die Epoche zwischen 1900, zwischen dem Jugendstil, der Jugendbewegung, und 1920, der Räterepublik, der bürgerlich-liberalen Kulturkritik und dem offiziellen Kulturbetrieb anbot, von Musil verworfen werden — was bleibt dann? Eine utopische Haltung. Eine utopische Methode des Denkens. Eine, wenn man so will, utopische Anthropologie. Die Forderung, die Wirklichkeit auf ihre Veränderbarkeit hin beständig zu befragen. Die konkrete Verwirklichung politischer, sozialer, humaner Ideen, mag sie auch im einzelnen hie und da das eine und andere bessern, ändert nichts am Gesamtzustand der Menschheit und ihrer Kultur. Und die Realisierung großer Entwürfe nach Art Napoleons, der sich Europa unterwarf, scheidet vollends aus für den Utopisten Musil, der eine seiner sympathischsten Romangestalten, den Sektionschef Tuzzi, sagen läßt: „Wer darf sich heute (. . .) denn überhaupt trauen, große politische Ideen zu verwirklichen?! Er müßte ein Stück Verbrecher und Bankerotteur in sich haben! Das wollen Sie doch nicht?“<sup>41</sup>

Musil will also keine bestimmte Utopie realisieren — er will zu utopischem Denken führen. Er tut das in seiner Dichtung, deren utopischer Charakter sich allenthalben nachweisen läßt. Musils Poesie ist genau und phantastisch, beides zugleich, und das läßt sich an der Bildlichkeit dieser Dichtung demonstrieren: Es gibt, vielleicht außer Rilke, keinen deutschen Poeten im 20. Jahrhundert, der in seiner Dichtung eine derart reiche Bildlichkeit, derart viele Metaphern und Vergleiche benutzt wie Musil. In der Rede, die er Rilke zu Ehren am 16. Januar 1927 hielt, analysiert Musil diese Bedeutung des dichterischen Bildes und gelangt zu dem Schluß:

Die Moden, Stile, Zeitgefühle, Zeitalter, Moralen lösen einander derart ab oder bestehen gleichzeitig in solcher Verschiedenheit, daß die Vorstellung kaum abzuweisen ist, sich die Menschheit wie eine gallertartige Masse zu denken, welche jede Form annimmt, die aus den Umständen entsteht. Natürlich haben wir ein eminentes Interesse daran, das zu leugnen, nämlich das praktische und moralische (Interesse) des jeweiligen Zustands. Es ist die ewige Tätigkeit des Lebens und zugleich sein Selbsterhaltungstrieb, die Wirklichkeit fest und eindeutig zu gestalten. Es ist nicht zu übersehen, daß die Schwierigkeiten dafür überall dort sich verstärken, wo das Gefühl beteiligt ist. Darum schalten wir es nach Möglichkeit aus, wenn wir Wahrheit, Ordnung und Fortschritt wollen. Zuweilen schalten wir es aber vorsichtig auch wieder ein, z. B. im Gedicht oder in der Liebe<sup>42</sup>.

Mit anderen Worten: Die Dichtung hat die Aufgabe, das, was in der scheinbar so stabilen Wirklichkeit an Möglichkeiten verborgen ist, hervorzuholen, im poetischen Bilde zu evozieren und zu reflektieren: Dichtung ist nicht Bestäti-

gung, sondern Überbietung von Realität, „denn Gott macht die Welt und denkt dabei, es könnte ebensogut anders sein“<sup>43</sup>. Deshalb ist Musils Dichtung auch ironisch: Sie kann die Welt in ihrem Sosein, in ihrem augenblicklichen, zufälligen Zustand nicht ernst nehmen. Was Musil über Ironie sagt, gilt auch von der Utopie:

Ironie ist: Einen Klerikalen so darstellen, daß neben ihm auch ein Bolschewik getroffen ist. Einen Trottel so darstellen, daß der Autor plötzlich fühlt: Das bin ich ja zum Teil selbst. Diese Art Ironie — die konstruktive Ironie — ist im heutigen Deutschland ziemlich unbekannt. Es ist der Zusammenhang der Dinge, aus dem sie nackt hervorgeht<sup>44</sup>.

Freilich bedarf es besonderer Anstrengungen, diesen Zusammenhang der Dinge so zu sehen, so zu analysieren und so zu beschreiben, daß die Möglichkeiten der Veränderung des gegenwärtigen Zustandes sichtbar werden. Es bedarf einer besonderen Methode, die Musil in seinem großen Essay „Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste“ 1922 begründet und beschreibt:

Es ist ein babylonisches Narrenhaus; aus tausend Fenstern schreien tausend verschiedene Stimmen, Gedanken, Musiken gleichzeitig auf den Wanderer ein, und es ist klar, daß das Individuum dabei der Tummelplatz anarchistischer Motive wird, und die Moral mit dem Geist sich zersetzt<sup>45</sup>.

Angesichts dieser Situation kann nach Überzeugung Musils nur eine neue Art zu denken eine Aussicht auf Besserung der Verhältnisse bewirken. Es geht um eine utopische Veränderung des menschlichen Denkens, Fühlens und Empfindens. Im Kapitel 116 des ersten Teils des „Mann ohne Eigenschaften“ schlägt Ulrich der Parallellaktion eine geistige Generalinventur vor, wie er sie selbst in seinem Denken beständig übt. Das Kapitel heißt „Die beiden Bäume des Lebens und die Forderung eines Generalsekretariats der Genauigkeit und Seele“, und Ulrich reflektiert dort:

„Mit einem Wort, die Schöpfung“ dachte er „ist nicht einer Theorie zuliebe entstanden, sondern“ und er wollte sagen aus Gewalt, doch da sprang ein anderes Wort ein, als er erwartet hatte, und sein Gedanke ging so zu Ende: „Sondern sie entsteht aus Gewalt und Liebe, und die übliche Verbindung zwischen diesen beiden ist falsch!“<sup>46</sup>

Er sagt den Parallellakteuren, die nach einer großen, erhebenden und leitenden Idee suchen, unter der man das 70-jährige Regierungsjubiläum Franz Josephs I. im Jahre 1918 feiern will:

„Das kommt nur davon, daß die Bemühungen aller, die sich berufen fühlen, den Sinn des Lebens wiederherzustellen, heute das eine gemeinsam haben, daß sie dort, wo man nicht bloß persönliche Ansichten, sondern Wahrheiten gewinnen könnte, das Denken verachten; dafür legen sie sich dort, wo es auf die Unerschöpflichkeit der Ansichten ankommt, auf Schnellbegriffe und Halbwahrheiten fest!“<sup>47</sup>

Er zieht daraus die Konsequenz:

Es gibt nur eine einzige Aufgabe für die Parallellaktion: Den Anfang einer geistigen Generalinventur zu bilden! Wir müssen ungefähr das tun, was notwendig wäre, wenn ins Jahr 1918 der Jüngste Tag fiel, der alte Geist abgeschlossen werden und ein höherer beginnen sollte. Gründen Sie im Namen seiner Majestät ein Erdensekretariat der Genauigkeit und Seele; alle anderen Aufgaben sind vorher unlösbar oder nur Scheinaufgaben!<sup>48</sup>

Im Kontext des Romans wird Ulrichs Forderung ironisch relativiert und halb zurückgenommen, dem Widerspruch der anderen, vor allem Arnheims, entgegnet er nicht. Musil indes war es mit dieser Idee einer geistigen Generalinventur, die zugleich eine neue Möglichkeit des Denkens begründen sollte, ernst: Am Ende des großen Essays von 1922, in dem er über die Nöte des hilflosen Europa reflektiert, sagte er:

Solche Ordnung der Kunst, Ethik und Mystik, das ist der Gefühls- und Ideenwelt, vergleicht allerdings und analysiert und faßt zusammen und ist insoweit rational und den stärksten Instinkten unsrer Zeit wesensverwandt, aber sie ist kein Widerspruch gegen die Seele; sie hat ihr eigenes Ziel, und dieses ist nicht jene Eindeutigkeit, bei der sich etwa Ethos zur Moral verdichtet oder Gefühl zur kausalen Psychologie, sondern eine Übersicht der Gründe, der Verknüpfungen, der Einschränkungen, der fließenden Bedeutungen menschlicher Motive und Handlungen, — eine Auslegung des Lebens.

Es mag dieser Ausklang einer Betrachtung unserer Situation in die Forderung einer Disziplin sonderbar sein: Aber eine Zeit, die solche Arbeit nicht geleistet und solche Disziplin nicht erworben hat, wird nie zur Lösung großer Ordnungsaufgaben fähig werden<sup>49</sup>.

Musil artikuliert hier die utopische Forderung nach einer intellektuell-emotionalen Verfassung, die die Menschheit, die sich in Aggressionen, Interessengegensätzen und Egoismen selbst zu zerstören droht, neu organisieren könnte. Es wäre eine Aufgabe, die von dem intellektuellen Teil der Menschheit selbst zu leisten wäre. Solche Disziplin könnte die sprachlichen, moralischen, wissenschaftlichen und erkenntnistheoretischen Probleme des Mannes ohne Eigenschaften lösen und ihn aus seiner Reserve herauslocken. Sie könnte die Geschichte der Menschheit auf ein neues Fundament stellen.

### *Anmerkungen*

<sup>1</sup> Musils Werke werden zitiert nach der Ausgabe von Adolf Frisé, Reinbek bei Hamburg 1978, mit römischer (= Band-) und arabischer (= Seitenzahl). Hier: I, 10.

<sup>2</sup> a. a. O.

<sup>3</sup> I, 11.

<sup>4</sup> I, 31.

<sup>5</sup> II, 359.



- <sup>6</sup> Vgl. Vf.: Der andere Zustand. Zeitstrukturen im Werke Robert Musils, Berlin 1965, S. 48.  
<sup>7</sup> I, 176.  
<sup>8</sup> I, 212.  
<sup>9</sup> I, 11.  
<sup>10</sup> Die Tagebücher *Musils* werden zitiert nach der Ausgabe von A. Frisé, Reinbek bei Hamburg 1976 (recte: 1977), in der gleichen Weise wie die Werke. Hier: T I, 979.  
<sup>11</sup> Vgl. O. Marquard: Rechtfertigung. Bemerkungen zum Interesse der Philosophie an der Theologie. In: Gießener Universitätsblätter, 13. Jg., H. 1, Gießen 1980, S. 78-87.  
<sup>12</sup> I, 76.  
<sup>13</sup> I, 35 u. 34.  
<sup>14</sup> T I, 593.  
<sup>15</sup> I, 9.  
<sup>16</sup> I, 9 f.  
<sup>17</sup> III, 865.  
<sup>18</sup> I, 188.  
<sup>19</sup> I, 243.  
<sup>20</sup> I, 317.  
<sup>21</sup> I, 12.  
<sup>22</sup> T I, 934.  
<sup>23</sup> III, 865.  
<sup>24</sup> T I, 392.  
<sup>25</sup> VII, 942.  
<sup>26</sup> VII, 939.  
<sup>27</sup> E. Husserl: Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. Hrsg. S. Strasser, Den Haag 1950, S. 4 (= Husserliana I).  
<sup>28</sup> I, 151.  
<sup>29</sup> I, 159.  
<sup>30</sup> IV, 1213.  
<sup>31</sup> I, 16.  
<sup>32</sup> Leipzig 1907, S. 42.  
<sup>33</sup> VII, 940.  
<sup>34</sup> II, 649.  
<sup>35</sup> I, 120-126.  
<sup>36</sup> II, 649 f.  
<sup>37</sup> I, 280.  
<sup>38</sup> T I, 832.  
<sup>39</sup> T I, 386.  
<sup>40</sup> T I, 395.  
<sup>41</sup> II, 595.  
<sup>42</sup> VIII, 1239.  
<sup>43</sup> I, 19.  
<sup>44</sup> R. Musil: Der Mann ohne Eigenschaften, Hamburg 1952, S. 1645.  
<sup>45</sup> VIII, 1088.  
<sup>46</sup> II, 591.  
<sup>47</sup> II, 595 f.  
<sup>48</sup> II, 596 f.  
<sup>49</sup> VIII, 109.